Grünberger Wochenblatt.



19. Jahrgang. **№ 34.**

Redaction Dr. W. Levysohn.

Donnerstag den 27. Juli 1843.

Walter von Singenberg.

(Fortsetzung.)

„Er ist vom Schlosse," antwortete der ältere Knecht, „seines Handwerks ein Schleifer, und seines Glaubens ein Taugenichts. Man nennt ihn nur den Heckenbuben, weil er als ausgesetztes Kind in den Hecken gefunden worden. Vermuthlich sucht er wieder etwas aufzuspüren."

Brant meinte, man solle ihn belauern; die andern gaben dem Vorschlag ihren Beifall, und man schickte das Töchterlein des Wirthes, ein verständiges Mägdlein von zehn bis zwölf Jahren ab, um ihn zu beobachten.

Die Knechte sprachen jetzt dem Kruge fleißig zu, aber der Wein mochte keine rechte Lustigkeit erzeugen.

„Es ist bei uns da oben nicht, wie es sein sollte," begann der Altere; „es kommt mir manchmal vor, als sei beim Umsturz der alten, festen Mauern auch der gute Geist fortgezogen, und seine Stelle hätten zehn böse eingenommen."

„In der letzten Nacht soll sich das Mümmelchen gezeigt haben? Sagt, was hat es mit diesem Gespenst für eine Bewandniß?"

Die Knechte von der Staufenburg erzählten nun, die Undine mit ihrem Kinde erscheint selten, dann aber bedeutete es jedesmal ein Unheil. Kurz vor Belagerung und Zerstörung der Burg durch den Bischof und die Bürger von Straßburg habe man sie, drei Nächte hindurch, um das Schloß wandeln gesehn, und das Kind, welches sie beständig an der Brust trägt, habe einigemal gar kläglich zu wimmern angefangen. Vor zehn Jahren, drei Tage vor dem Tode des seligen Herrn, sei sie, um Mitternacht, auf dem Grabgewölbe in der Kapelle gesessen, allein von jener Zeit an, bis die letzte Nacht, unsichtbar geblieben.

„Beim Tode unsrers Herrn ging es nicht mit rechten Dingen zu," murmelte der jüngere Knecht. „Er soll ein Tränklein bekommen haben."

„Freilich hat er ein Tränklein bekommen," versetzte der Alte, „die edle Frau hat es ihm in Straßburg gebraut, wo sie ein ganzes Jahr bei ihrem Bruder zubrachte, ohne in dieser langen Zeit auch nur einmal nach Staufenberg zurück zu kehren. Freilich war der gute Herr bejahrt und kränklich, und in der Stadt gab es schmucke junge Ritter. Der Gram über den ärgerlichen Lebenswandel der Frau war das Gifttränklein, das ihm das Herz brach. Aber die Sünde geht, und die Reue kommt. Die Gerichte des Himmels haben Manchen aus dem bösen Schlaf geweckt. Seit einem halben Jahr lebt Frau Ursula wie eine Nonne; sie betet und fastet und soll einen Stachelgürtel um den bloßen Leib tragen. Man raunt sich sogar ins Ohr, die wunderliche Prophetin, wie die Leute sie taufen, wolle einen Trupp Geißlerinnen errichten, und die Edelfrau und Fräulein Bertha würden dazu gehen."

„Wie? das anmuthige, züchtige Fräulein?“ rief der jüngere Knecht ganz entrüstet. „Was hat denn dieses fromme Lamm verschuldet, daß es so schwere Büßungen auf sich nehmen soll?“

„Ja,“ sagte der Aeltere, „sie ist ein Muster von Sittsamkeit und Wohlthätigkeit und allen Tugenden, die das Weib zieren. Ich denke jedoch, ihr Ohm in Geißbach werde nicht zugeben, daß das Lamm unter die räudige Heerde gerathe.“

Brant schüttelte den Kopf. „Diese Geißler mögen wohl eine räudige Heerde sein! Ich habe meinen Herrn, den ehrsamen Ritter von Ortenberg sagen gehört, es seien Kerle darunter, die dem Staubbesen und dem Galgen entlaufen.“

Das Gespräch wurde durch die Rückkehr der kleinen Wirthstochter unterbrochen. Sie war dem Rothkopf bis an den Kirchhof nachgeschlichen; dort hätte ein Geißler auf ihn gewartet, sagte sie, und Beide seien in das Beinhäuslein gegangen.

„Dacht' ich's doch,“ nahm der ältere Knecht das Wort: „der Heckenbub und der Geißler kochen an einer Hexenbrühe.“

„Wir wollen hin, und ihnen die Knochen entzwei schlagen,“ rief Brant, und sprang von seinem Sitze auf.

„Gemach, Kamerad, entgegnete der ältere Knecht, „Willst Du unsern Burgfrieden brechen, welcher sich noch über das Dorf erstreckt? Hast Du die abgehauene Hand mit dem Beil darüber nicht gesehen, die dort drüben an einem Pfosten neben dem Marktsteine hängt?“

„Ihr solltet aber, als ehrliche Knechte, die Edelfrau warnen.“

„Wenn man nicht weiß, wo die Fallen stehen, und wie sie gelegt sind, so kann man gar leicht selbst hineingerathen,“ versetzte der ältere Knecht. „Wenn Du aber wirklich hier auf die Lauer gestellt bist, ehrlicher Brant, so rathe ich Dir, Deine Augen und Ohren fleißig zu brauchen, aber die Hände ruhen zu lassen, bis von ihnen allein noch Rath zu hoffen ist.“

Als die Knechte von der Staufenburg sich entfernt hatten, fiel dem Knechte des Ortenbergers ein, daß sein Auftrag nicht eigentlich auf Beobachtung des Wirthshauses gehe, und es denselben gemäß sein dürfte, ein wenig in der Gegend herumzuspähen. Dieser Streifzug lief jedoch fruchtlos ab, und er kehrte um Mittag in die Schenke zurück, ohne etwas Verdächtiges aufgespürt zu haben.

Beim Eintritt in die Wirthsstube fand er den Tisch mit zwei Fremden besetzt, die ein bescheidnes, ländliches Mahl vor sich hatten, der Kleidung nach konnte man sie für reisende Kaufleute nehmen, obgleich ihre Gesichtszüge eher etwas Kriegerisches ankündigten. Beide mochten im Alter zwischen dreißig und vierzig stehen, und waren von kräftigem Bau. Sie schienen des Eintretenden nicht zu achten. Desto aufmerksamer richtete Brant seine Blicke auf sie, und schnell kam ihm der Gedanke, dies könne wohl das Wild sein, dessen Fährte auszukunden, sein Herr ihn zurückgelassen.

„Wessen ist die Farbe, die Ihr tragt? fragte endlich einer der Männer, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Brant geworfen.

„Sie ist nicht so unbekannt!“ versetzte dieser; „aufwärts und abwärts am Rhein und auch am Main und am Lech kennt man die Farbe des Hauses Ortenberg.“

„Es war ohne Zweifel Dein Herr, der uns, in Gesellschaft eines andern Ritters, zwei Stunden von hier begegnete.“

„Wohl wird er's gewesen sein,“ erwiederte Brant; „er reitet einen Falben, und sein Waffenbruder Singenberg einen Rappen.“

„Singenberg heißt der andre Ritter? das sind zwei ehrenwerthe Namen, sie sollen leben!“

Mit diesen Worten reichte der Fremde, der bisher gesprochen hatte, dem Knechte den Weinkrug dar, aus dem er vorher einen Zug gethan.

„Darauf trinke ich mit, und ein Schurke, der anders denkt, als er spricht.“

„Ein Schurke, der anders denkt als er spricht; und anders thut als er denkt!“ rief der Fremde, und klopfte Brant auf die Schulter.

„Wie kommt's, daß Du das Geleit Deines Herrn verlassen hast?“ fragte jener nach einigem Schweigen.

„Hätte der Diener einen Willen, so wäre er selbst Herr;“ entgegnete der Knecht des Ortenbergers.

„Kommen die beiden Ritter vielleicht wieder des Wegs zurück? Ich frage nicht aus Neugier.“

„Es giebt schlimmere Dinge als Neugier.“

„Du hast Recht, und ich verlange nicht in Dein Geheimniß zu dringen, weil es einem andern angehört.“

Während dieser Unterredung hatte der zweite Fremde etwas auf eine zerbrochene Schiefertafel

gekritzelt, die an der Wand hing. Eben trat der Wirth herein, der es bemerkte.

„Ihr wißt," sagte der Fremde, „daß es geweihte Buchstaben gibt, welche Hexerei und Zauberei von Haus und Hof abhalten, und die man darum über die Thüren schreibt. Die Buchstaben S. S. G. G., die ich auf diese Tafel gezeichnet, sollen besonders gegen Pest und Aussatz heilsam sein.

„Dann dank' ich Euch für Euern guten Willen," antwortete der Wirth, der an solche Dinge einen festen Glauben hatte.

Die Fremden bezahlten jetzt ihre Zeche, und der, welcher bisher das Wort geführt, reichte dem Knecht des Ortenbergers die Hand mit den Worten: „Wenn Du ein treuer Diener bist, wie Dein Gesicht es anzeigt, so besitzt Dein Herr einen Schatz an Dir, denn es ist die Zeit gekommen, da der Verrath für Treue gilt, die Lüge für Wahrheit und die Schande für Ehre."

Mit diesen Worten entfernten sich die Fremden, und schienen ihren Weg gegen die Heerstraße zu nehmen.

„Das sind ein Paar wunderliche Käuze, und ich weiß nicht, für was man sie nehmen soll."

„Es sind ein Paar ehrliche Leute," entgegnete der Wirth, „denn sie haben gut bezahlt."

Während dies auf der Schenke zu Durbach vorging, hatte Bertha eine lange Unterredung mit ihrem Beichtvater, denn in ihrer Seele war ein schwerer Kampf zwischen kindlicher Pflicht und jungfräulicher Würde.

„Ihr dürft," sagte der ehrwürdige Geistliche, „Ihr dürft, um Eurer Mutter willen, alle zeitlichen Güter verlassen, aber nicht jene höheren Güter, nach denen wir alle trachten sollen. Weilt Ihr im Haus der guten Leute*), so wird Euch der Aussatz ergreifen, und wandelt Ihr unter den Ruchlosen, so wird bald auch in Eurer Brust ein gefährlicher Kampf sich entzünden. Die Unschuld bleibt selten unbefleckt in der Nähe der Sünde, und unter diesen Geißlern mögen sich nur wenige von der Dienstbarkeit derselben befreit haben. Mit Geißelstreichen reinigt man das unreine Gemüth nicht, und keine Büßung versöhnt die Gottheit ohne die Rückkehr zur Tugend. Und verletzt nicht diese Art Büßung alle Zucht und Sitte? daß man nun vollends auch Frauen und Kinder zu solchen Fahrten beredet, ist ein gar schlimmes Zeichen! Bald werden sich Männer und Frauen auf ihrem Zuge untereinander mischen, und die frommen Lieder im Munde dieser Menschen zu Gotteslästerungen werden."

*) Gute Leute hießen im Mittelalter die Aussätzigen.

Diese und andere Worte des ehrwürdigen Kaplans bestärkten das Fräulein in ihrem Entschlusse, die väterliche Burg in der Stille zu verlassen, und zu ihrem Ohm auf die nur ein Paar Stunden von Staufenberg entfernte Burg Geisbach im anmuthigen Renchthale zu fliehen. Auf Staufenberg waren nur zwei Personen, denen sie sich vertrauen konnte, ein alter Knecht, Thomas mit Namen, und Elsbeth, die achtzehnjährige Tochter des Thürmers. Elsbeth war klug, listig, beherzt und treu, wie Gold. Da es nicht leicht war, des Nachts aus der wohlverschlossenen und von einigen Wächtern bewachten Burg unbemerkt zu entkommen, so gerieth Elsbeth schon vor einiger Zeit auf den Gedanken, Bertha sollte, als gespenstische Undine, das Schloß verlassen. Das Fräulein hatte allerlei dagegen einzuwenden, und es lag etwas in ihrem Gefühle, was sich gegen eine solche Mummerei sträubte.

„Mir kommt es höchst unschicklich vor, meine Ahnfrau, auch wenn sie wirklich eine Wassernire oder Meerfei war, zum Popanz zu brauchen, und es war mir nicht recht, als Du gestern Nacht in der Kapelle die Spuckerei machtest. Meine Mutter hätte vom Schreck den Tod haben können."

„Ei!" entgegnete Elsbeth, „die Leute werden jetzt um so leichter an die Wahrheit des Spucks glauben, da sie einmal in Angst gesetzt sind. Auch hattet Ihr, edles Fräulein, selbst gemeint, Eure edle Mutter möge vielleicht durch die Erscheinung der Ahnfrau von ihrem Vorhaben abgebracht werden, da diese Erscheinung unserm Hause Unglück weissagt. Auch wird jeder davonlaufen aus Angst, der die weiße Gestalt durch den Garten und ins Freie wandeln sieht."

Bertha konnte diesen Gründen nichts entgegensetzen, und willigte endlich in Elsbeths Vorschlag, doch sollte diese das Gespenst vorstellen, sie aber wollte in Elsbeths Kleidung demselben folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Taube.

Die Taube, die Noah verschickte,
Zu sehen, ob trocken das Land,
Kam wieder, mit einem Oelblatt
Im Munde, das ist ja bekannt.

Nun fragt einst in Damengesellschaft
Ein Eh'mann deutlich und klar:
„Ob wohl jene Taube ein Männchen?
Oder ob's ein Weibchen wohl war?"

Ein Mann, so wollten's die Männer,
Ein Weibchen, so wollt's jede Frau,
Sollte sein der Bote des Friedens,
Doch wußte es Keiner genau.

„Es war ganz sicher ein Weibchen,"
So meinten der Damen gar viel,
Doch stritt man drob hin und wieder
Und kam dadurch nicht zum Ziel.

Da sagte ein spottender Eh'mann:
„Ich weiß es, denn oft ward mir's kund,
Es war ein Männchen, denn Weiber
Die nehmen kein Blatt vor den Mund."

Mannichfaltiges.

Vor Kurzem wurde eine Heirath auf eine seltsame Weise schnell geschlossen. Der junge D. bewarb sich seit langer Zeit eifrig um das Herz und die Hand der schönen und reichen Hortense R., die sich indeß immer nicht entschließen konnte, seine Bewerbungen günstig aufzunehmen, namentlich weil sie an der Uneigennützigkeit seiner Liebe zweifelte. Vor einigen Wochen nun saß der Liebhaber allein auf einer Bank in dem Garten Hortensens und blickte unverwandt in seinen Hut, den er vor sich auf den Knien hatte. Hortense bemerkte dies, wurde neugierig, schlich sich hinter ihn und sah über die Achsel ihres Anbeters hinweg in den Hut hinein. Noch denselben Tag gab sie ihm vergnügt ihr Ja; die Verbindung wurde bald darauf geschlossen und als eine Freundin die junge Frau fragte, was sie so schnell zum Entschlusse gebracht habe, antwortete Hortense: „Heinrich liebte mich so sehr. Ich erhielt einen überzeugenden Beweis von seiner Liebe." — „Welchen?" — „Denke Dir, er hatte mein Portrait aus dem Gedächtniß gezeichnet und trug es in seinem Hute bei sich." — Der junge Ehemann, der dies hörte, drehte sich verwundert um. „Läugne es nur nicht," sagte die junge Frau, indem sie nach dem Hute ihres Mannes hinging; „hoffentlich hast Du das Bild noch darin." Sie nahm den Hut und sah hinein, ließ ihn aber mit einem Schrei des Entsetzens fallen. Warum? — Der eitle D. hat einen kleinen Spiegel in seinem Hute und in diesem Spiegel hatte Hortense ihr Bild gesehen. —

*Nach Buffon besteht der Unterschied zwischen Affen und Menschen darin, daß erstere ein behaartes Gesicht und keine Waden haben. Saphir meint, im Laufe der Zeit habe dieser Unterschied aufgehört, denn — — —

*In Berlin erzählt man folgende Anekdote: Einem vornehmen Herrn bringt sein Diener am Neujahrsmorgen, wie gewöhnlich, zwei Wachskerzen vor das Bett. Excellenz, sagt er, ich bringe Ihnen hier das irdische Licht, aber ich wünsche von Herzen, daß Ihnen der Himmel sein ewiges gebe. — Excellenz dankt und schenkt ihm einen Friedrichsd'or. — Darauf kommt der Ofenheitzer, dem der Diener draußen schon sein Glück erzählt hat und sagt: Excellenz, ich mache Ihnen hier das irdische Feuer an, aber ich wünsche von Herzen, daß Ihnen der Himmel das ewige anzustecken nicht vergessen möge! —

*Mit den eisernen Häusern wird's bedenklich! und wir werden vor der Hand in unsern alten bleiben müssen. Das Rosten des Metalls, die schnelle Leitungsfähigkeit des Eisens in Beziehung auf Kälte und Wärme, und namentlich die Schallfähigkeit des Eisens, so daß die Ohrfeige, die ein Junge bekommt, im ganzen Gebäude gehört wird, legen Hindernisse in den Weg, die noch nicht zu beseitigen waren.

Auflösung der Charade in Nro. 32.

Die beiden Punkte über den Doppelvocalen **ä. ö. ü.**

Die richtige Auflösung der Charade ist von verschiedenen Seiten eingesandt worden, namentlich von den Herren W. A—i, G. H—e, A. L—e, W. L—e hier, R—e in S. u. A. m.

Druck und Verlag von W. Levysohn.